

Die Wiener Raseurin.

Ein Besuch in der Raseurinnenschule.

Man hat mich zu einem sehr originellen Unterricht eingeladen: Ich darf zusehen, wie Frauen das Rasieren lernen. Es versteht sich von selbst, daß es zum großen Teil Frauen eingerückter Soldaten sind, denn sie sind es ja, denen die soziale Hilfe jetzt neue Berufe, und zwar Männerberufe lehrt. Die Wiener Raseurin ist vorläufig freilich noch ein Typus, eine Kriegsfigur, die man umständlich auffuchen muß. Die Schaffnerinnen sind auf der Straßenbahn, die Briefträgerinnen in den Straßen zu sehen — aber die Raseurin? Bitte, haben Sie vielleicht in einem Barbierladen schon eine weibliche Manipulantin gesehen? Ich nicht. Aber theoretisch ist die Raseurin unter den Wiener Kriegsfrauenberufen aufzunehmen, und da ich durchaus kein Freund der Theorie bin, so ging ich die Wiener Raseurin suchen. Ich habe sie in der Fachschule der Friseure angetroffen. (In Wien trifft man nämlich die Leute, die man braucht, leider am besten in der Schule: die Einspänner, die Schneider, die Tischler.) Die Einrichtungen des Schulzimmers sind durchaus primitive, sie bleiben hinter denen des billigen Volksfriseurs etwas zurück, was auch durchaus den Preisen entspricht, die hier verlangt werden. Man wird nämlich ganz gratis rasiert, ist gewissermaßen ein Objekt und für den Schulbetrieb höchst wichtig, der gänzlich still stehen würde, wenn sich nicht Kunden einfänden. Wir haben also hier einen besonders seit dem Kriege höchst sonderbaren Fall: Der Betrieb ist von der Kundschaft abhängig, die — was noch sonderbarer ist — bedient wird, ohne einen Heller zu zahlen. Mein Gott, man weiß, wie die Seifenpreise gestiegen sind, und die Parfüms und die kosmetischen Verschönerungsstücke, mit denen die noblen Stadtfriseure arbeiten. Und nun erhält man das alles umsonst.

In dieser Zeit der drückenden Teuerung kostet das Rasieren und Frisieren nichts. Man würde nun glauben, daß sich die Leute vor der Schule mindestens so zahlreich drängen, wie etwa vor den Lebensmittel-läden. Aber gerade im Gegenteil: Der Besuch ist spärlich, und wenn nicht gerade eine Kompanie Soldaten mit einem Feldwebel aus der benachbarten Badeanstalt hier einmarschiert, sind die Damen recht wenig beschäftigt. Die Erfolge der Schule sind also innig mit jener militärisch besetzten Badeanstalt verknüpft, die Zivilisten, die keine unbefugte Disziplin auf die femininen Barbierstühle zwingt, sind ein höchst mangelhaftes Unterrichtsmaterial, das allein keineswegs anzureichen würde, die Frauen zu Meisterinnen der Friseurkunst zu erziehen. Aber diese spärliche zivilistische Frequenz ist sicherlich und zwar nur darauf zurückzuführen, daß nur sehr wenigen bekannt ist, das sich in einem Wiener Vorstadtbezirk gewissermaßen eine Staatsrasieranstalt etablierte. Dies sei festgestellt, um nicht Vermutungen zu provozieren, welche die Fähigkeiten der Damen ungerecht beurteilten. . . . Wäre der Ort bekannt und populär, wo die Raserseife plus Damenbedienung umsonst zu finden ist — dann würde dieses Zimmer ein Bart- und Haarmekka werden, zu dem alle pilgern, denen 50 Heller für diese Zwecke, aber nicht das Vertrauen zu dem Barbier talent der Frau fehlt.

Vor allem glaubt der Leiter des Kurses, ein weißhaariger, liebenswürdiger Herr mit kleinem, schwarzen Schnurrbart, ein Herr, der das Lehrgeschäft der Kosmetik, der höheren Haarpflege vorzüglich zu beherrschen scheint, wie eine Bühnenfigur aussieht, die von einem reichgebedeckten Garde-roboterleitetetisch kommt, felsenfest und pflichtgemäß an die große, bisher wenig entdeckte Begabung der Frau für das Rasiermesser. Er versichert, daß ihre Hand leichter sei als die der Männer. Er gibt mir noch einige interessante Kommentare zum Unterricht: Ueber das Friseurgewerbe sei durch den Krieg nahezu eine Katastrophe hereingebrochen. Von 3600 Friseuren sind in Wien 1600 Friseure eingerückt. Die Folge: 500 Geschäfte haben ihren Betrieb gesperrt und ein Lehrling verlangt neben hoher Verpflegung 80 Kronen monatlich. Und den Friseuren, die ein Zugsgewerbe betreiben, die vom Färsching und vom Vergnügen der anderen leben, sei es schon zwei Jahre vor dem Kriege schlecht gegangen. Nun würden die Geschäfte der eingerückten ganz zugrunde gehen, wenn die Frauen und Töchter nicht mit ihren Händen den Betrieben auf die Beine helfen würden. Dies sei der Zweck der Schule. Die weibliche Linie der

Barbierzunft soll das Handwerk des Familienbaters lernen.

Ich sehe also hier nicht Friseurinnen, sondern Friseurgattinnen und -töchter in einem Zimmer vereinigt, in dem die Stühle über dem ganzen Raum verstreut stehen, aber regelmäßig, wie die Figuren auf dem Schachbrett. Zwischen den Fensterstischen spiegeln. Dies die ganze Friseurstubeinrichtung, die doch mehr Schulzimmerinventar ist. Die Frauen kommen pünktlich, mehrere sogar schon eine halbe Stunde vor Unterrichtsbeginn. Sie kommen mit kleinen Handtaschen und streuen die Seifenschale und den Seifenpinsel und den Schwamm auf das Holz vor dem Fenster aus, da die Tische fehlen. Es sind kleinbürgerliche Vorstadttypen. Da ist die müde, abgearbeitete, eingeschlumpfte Frau und die Dicke, Bolle, Rotwangige, die zur Klasse der Masseurinnen, Köchinnen und Krankenpflegerinnen gehört. Da ist die Elegante mit Ringen an den Fingern und Haare und Augenbrauen, die stark mit Farbmitteln retouchiert wurden, und da ist das Bürgermädchen in ihrer weißen, koketten Bluse. Man kann im allgemeinen zwei Gruppen unterscheiden: Mit und ohne weiße Schürzen. Die Schürzenträgerinnen nehmen es mit ihrer Pflicht sicherlich ernster als die anderen.

Die Kunden kommen, zumeist ältere Leute, Abonnenten, die mehreremal in der Woche hier erscheinen. „Möchten Sie sich nicht auch rasieren lassen?“ fragt mich der Herr Lehrer. Sofort fällt mir ein Gedicht ein, das ich im Gymnasium auswendig lernen mußte. Es heißt „Der Barbier“. Es ist eine sehr gruselige Geschichte: Ein Friseur-gehilfe schneidet einem mit dem Bart zugleich den Hals ab. Ich denke ferner unwillkürlich an Marterstühle, in denen man der Todesstrafe ausge- setzt ist. Aber da sagt schon der Lehrer: „Bitte, Herr Doktor,“ und weist mich an eine hübsche, rötliche Blondine. Sie beginnt einzuseifen und ich bemerke sofort, daß ihre Hand am Vormittag mit dem Küchenmesser arbeitete und damit Zwiebeln statt Bartstoppeln schabte. . . . Das Einseifen ist zu Ende. Jetzt, denke ich mir, kommt das Fürchterliche: Denn mit Entsetzen mache ich jetzt allwöchentlich wahre Folterqualen in den Friseur-läden durch, wo mir höchst mangelhafte Gehilfen zugewiesen werden. Sie kratzen dieselbe Stelle dreimal ab, seifen immer wieder ein. . . . Das alles werde ich wieder durchleiden müssen! Aber die Operation verläuft weit schmerzloser, ich muß der Dame, die allerdings hier Vorzugsschülerin ist, meine Anerkennung aussprechen. Es ging ausgezeichnet, nur als sich das Wasser durch den Krallen auf meinen Körper ergoß, griff der Lehrer ein und verbesserte die Handhaltung. . . .

Der Unterricht geht zu Ende. Es ist ein Nachmittags ohne die Soldatenkompanie, und auf den Stühlen, die für die Kundschaft reserviert sind, sitzen untätig die Raseurinnen. Nur die grauen Haare eines alten Mannes zittern noch unter den Zähnen des Maschinannes. Einige der Damen stehen herum, um zu lernen, wie die Studenten der Medizin um den Operationstisch. Man wird das Gefühl der Menschenvivisektion — bei aller Tüchtigkeit der Frauen — nicht los.

Zum Schluß denkt man: Wie nüchtern, phantasielos, prosaisch ist doch die Friseurkunst geworden. Da gab es einmal ein festliches Schauffrisieren, zu dem die Gäste eingeladen wurden, mit Wettpreisen, da gab es Frisuren, die ans Haar gebaute Kunstwerke der Friseurarchitektur waren, da spielte einmal das Frisieren für die Bühne eine Rolle, die Vorbereitung für die Tätigkeit in der Theatergarderobe, und die mühselige Haararbeit auf unfruchtbarem Veridenboden. Vergleichen mag in den Fortbildungsschulen noch gelehrt werden. Aber das Wichtigste bleibt, wie überall die Elementarschule, das Primitiv-Notwendige. Die Eitelkeit wird auf Rasieren und Haarschneiden herabgesetzt, aber es bleibt eine Konzeption und eine Entschädigung, die man ihr bietet, daß man dies durch Damenhände bedienen läßt. Man möchte nur wünschen, daß diese Schule aus dem zünftigen Familientreis sich sozial- allgemein ausweite, keine erbliche Angelegenheit bleibe. Warum nur Gattinnen eingerückter Friseure? Es rasieren doch 1600 Gehilfen weniger? So sagte doch der Fachmann. . . . Vielleicht begegnen wir der Wiener Raseurin bald auch außerhalb der Schule, in den regelrechten Friseur-läden.

Egon Dietrichstein.